

Barbara Rüdiger im Gespräch mit Flaka Haliti

Barbara Rüdiger (BR): Der Henkel Art.Award. wurde an KünstlerInnen aus Zentral- und Osteuropa vergeben. Du bist in Pristina geboren, lebst nun in München und Wien. Inwieweit ist deine Herkunft ein Thema für Dich?

Flaka Haliti (FH): Meine Heimat ist wie mein Schwerpunktzentrum. Egal, wo und wie weit weg von ihr ich bin – die Verbindung reißt nicht ab. Wenn ich sie zeichnen müsste, würde sie etwa so aussehen.



BR: Verstehst Du Dich als politische Künstlerin beziehungsweise in der Umkehrung deine Kunst als politisch? Oder kann Kunst überhaupt unpolitisch sein?

FH: Na ja, ich glaube schon, dass meine Kunst immer politisch engagiert ist, auch wenn manche Arbeiten auf den ersten Blick so aussehen, als wären sie „nur“ eine poetische Geste. Ich gehe im Allgemeinen von etwas Persönlichem, wenn nicht gar Sentimentalem aus meinem Leben aus. Erst durch den schöpferischen Prozess wird das Thema dann weniger persönlich. Trotzdem schließe ich mich der Meinung an, dass das Private politisch ist. So gesehen ist jede Kunst politisch, oder?

BR: Du hast an der Städelschule studiert. Warum war es für Dich wichtig, nach der Akademie der Künste in Pristina deinem Studium ein weiteres dranzuhängen, und warum hast Du Dich für Frankfurt entschieden?

FH: Auf der Kunstfakultät in Pristina wurden nur die „traditionellen“ Fächer unterrichtet. Vor allem war der Kontext sehr beschränkt. Als ich mein Studium abgeschlossen hatte, wollte ich also weitermachen. Die Städelschule hat mein Selbstvertrauen insofern gestärkt, weil die Schule moderner ist und auch neue Medien unterrichtet werden, was nicht nur besser zu meinem konzeptuellen Zugang passt, sondern mir auch den Aufbau theoretischer „Grundlagen“ ermöglichte. Meine Kunst wurde dadurch bestimmter. Das Städel war als neues Umfeld aber nicht nur für meine Kunst wichtig, sondern auch für die Erweiterung meiner Themen und Wissensbereiche. Zentral am Städel ist, dass die Studierenden sehr früh an den Kunstbetrieb und den Kunstmarkt herangeführt werden. Das macht einen schon während des Studiums abgebrüht. Ich ging eigens wegen dem Städel nach Frankfurt. Einen besseren Grund kann es eigentlich gar nicht geben.

BR: In einem Gespräch hast Du mir erzählt, dass man erwartet hat, Du müsstest deutsch sprechen, weil Du aus dem Osten kommst – von anderen internationalen StudentInnen wurde dies nicht verlangt. Du hast darauf auch mit deiner künstlerischen Arbeit als Antwort reagiert. Wie fühlt es sich an, in einer vermeintlich globalisierten Welt so etwas zu erfahren?

FH: Nachdem ich fünf Jahre an einer international ausgerichteten Schule in Frankfurt studiert hatte, empfand ich es doch als interessant und auch als Affront, dass ich nicht als Kosmopolitin, die halt einfach da ist, sondern immer noch als Einwanderin angesehen wurde. Einfach gesagt, verstand ich die Sache so: „Wenn du aus Südosteuropa einmal im Westen bist, dann wäre jede Rückkehr in deine Heimat eine Niederlage. Lerne also lieber die Sprache, damit du dich ‚assimilieren‘ und für immer dableiben kannst.“ Diese Erlebnisse mündeten in meine Soundinstallation *Ex-Spatium* (2013) und in die Arbeit *Als ich ein Kind war, wollte ich Künstlerin werden* (2010), in der ich die Bedeutung deutscher Sätze zu entschlüsseln versuchte, indem ich ihre Grammatik analysierte.

BR: Mit dem Städel verbindet man auch immer ein starkes Netzwerk, momentan vor allem was die Post-Internet-Art-Szene angeht. Fühlst Du Dich damit verbunden?

FH: Na ja, die Allgegenwart des Internets wirkt sich auf unsere Arbeitsbedingungen aus, ob wir nun Computerprofis oder nur UserInnen sind, nicht wahr? Wenn man dabei nicht vergisst, dass jedes Netzwerk auch materiell existiert, kann man zu den neuen Medien eine ehrliche Beziehung aufbauen. Sie sind einfach nützlich, und zwar vom Entstehen einer Idee an bis zum Produktionsprozess und der Veröffentlichung. Aber du hast natürlich recht! Wenn ich an den Rundgang in der Städtelschule zurückdenke, dann war der Internethype im Vergleich zur Post-Internet-Ästhetik schon recht dominant. Das hat meine Vorlieben bestimmt in Richtung neue Medien verschoben. Am deutlichsten wird das vielleicht anhand meiner Arbeit *I Miss You, I Miss You, Till I Don't Miss You Anymore* (2012–2014), die von der Liebe in Fernbeziehungen handelt. Sie beruht auf Liebesbriefen, die als E-Mails geschickt wurden, und ist eine der drei Arbeiten, die im mumok gezeigt werden. Die andere internetaffine Arbeit ist *Artist Immunity* (2012–2013). Hier habe ich eine Pseudopressenmeldung in verschiedenen Magazinen und in den sozialen Medien lanciert. Je mehr die Mitteilung online kommentiert und weiterempfohlen wurde, desto mehr Kunstwerk fand also statt.

BR: In deiner Ausstellung im mumok zeigst Du vorwiegend neue Arbeiten, welche formal vor allem im Medialen sehr variieren. Dabei geht es immer wieder um künstliche Oberflächen, sei es am Screen in Form von Google Translate, Wolken am Horizont oder Barrieren aus Beton. In welchem Zusammenhang siehst Du diese neuen Werke?

FH: Die Ausstellung im mumok ist so aufgebaut, dass jede Arbeit für sich steht und eine „Story“ erzählt. Nichtsdestoweniger haben alle Arbeiten ein gemeinsames „Epizentrum“. Sie alle stellen, wie du schon gesagt hast, das Visuelle oder Virtuelle, das „Künstliche“ infrage, nur eben jede Arbeit mit anderen Mitteln. Sehr deutlich wird das meiner Meinung nach daran, wie die Videoinstallation *I Miss You, I Miss You, Till I Don't Miss You Anymore* und die Fotoserie *I See a Face. Do You See a Face*. Illusion, Kommunikation und Vertrauen dekonstruieren. Oder wenn, wie in der Arbeit *Untitled –* das sind die Barrieren aus „Beton“ –, Grenzen und Ästhetik entkolonialisiert werden.

BR: Im Moment bist Du Teil des PhD-in-Practice-Programms an der Akademie der bildenden Künste in Wien. Dabei geht es um die Forschung durch künstlerische Methoden und die Reflexion der eigenen Arbeit im wissenschaftlichen Kontext. Was ist der Hintergrund für diese Entscheidung?

FH: Meine bisherige Kunstausbildung spielte sich zwischen zwei extremen Polen ab. Die im Kosovo war sehr konservativ und die an der Städtelschule war sehr progressiv. Dort werden ja alle Kunstunterrichtsmethoden zugleich immer auch infrage gestellt. Beide Extreme waren aber wichtig für mich, weswegen ich es auch problematisch finde, sie zu vergleichen. Beide waren zu ihrer Zeit wichtig. Der PhD-in-Practice an der Akademie der bildenden Künste in Wien ergibt sich für mich logisch aus diesen beiden so unterschiedlichen Studienerfahrungen von früher. Vielleicht hat es auch ein wenig mit der geopolitischen und demografischen Lage Wiens zu tun. Das PhD-in-Practice-Programm ist jedenfalls gut, weil es mich als Produzentin permanent dazu bringt, meine eigene Stellung zu überdenken. Ich muss kritisch über alle Themen nachdenken, die für meine Recherchen relevant sind. Es geht um die Schnittstellen zwischen Kunst und Wissen. Und genau an diesen Schnittstellen werde ich hoffentlich den konzeptuellen Ansatz meiner Kunst noch vielschichtiger machen können.

Barbara Rüdiger ist Kuratorin der Ausstellung *Flaka Haliti. I See a Face. Do You See a Face*. (6.6.–5.10.2014) im mumok, Wien.

Aus dem Katalog: *Flaka Haliti. I See a Face. Do You See a Face.*, Hg. Museum moderner Kunst Stiftung Ludwig Wien, Verlag der Buchhandlung Walther König, Köln, 2014.